

VERBRECHEN

Das Werk des Täters

Viele Fragen rund um die Verbrechen des Künstlers Otto Mühl liegen noch immer im Dunkeln: Welche Rolle spielte die Politik? Und konnte Mühl die Taten nach seiner Haft ungehindert fortsetzen? Nach mehr als 35 Jahren rollen vier Frauen den Fall nun neu auf.

TEXT: Christina Pausackl & Thomas Winkelmüller
FOTOGRAFIE: Ursula Röck



Marie-Therese
Hochwartner
Leiterin Sammlung
Mumok

Ulrike
Schlessner
Leiterin der
Bundesstelle für
Sektenfragen

Hedwig
Wolff
Leiterin Kinderschutz-
zentrum Möwe

Maria
Windhager
Rechtsanwältin

Otto Mühl war ein Sektenführer und Sexualstraftäter – man muss zuerst darüber reden, über Mühl, den Verbrecher, bevor man über Mühl, den Künstler, reden kann.

Otto Mühl hat ab den 1970er-Jahren systematisch Kinder missbraucht und vergewaltigt. Er hat sich dafür ein eigenes Reich geschaffen, eine Kommune in einem abgelegenen Winkel im Burgenland, in der er regierte wie ein Autokrat. Er hat den Kindern dort erst die Eltern genommen und dann den eigenen Willen. Er hat sie gedemütigt, gequält und erniedrigt. »Das erste lebendige Kunstwerk der Welt« – so nannte Mühl seine Kommune selbst.

1991 wurde Mühl wegen Vergewaltigung und sexuellen Missbrauchs von Minderjährigen zu sieben Jahren Haft verurteilt. Mühl saß seine Strafe ab, aber er zeigte lange keine Reue. »Ich bin kein Kinderschänder. Das ist doch Blödsinn«, sagte er sechs Jahre nach seiner Entlassung in der Zeit. »Das waren alles entwickelte Mädchen.«

Im Herbst nächsten Jahres soll Mühl, der Künstler, die nächste große Ausstellung erhalten, diesmal im Wiener Aktionismus-Museum (WAM). Es sollen Werke von Mühl aus dessen Kommunenzeit gezeigt werden. Darunter die Reihe »Unfälle im Haushalt«, entstanden Mitte der 1980er-Jahre. Auf manchen dieser Arbeiten sind Nacktbilder von Missbrauchsoptionen zu sehen. Diese sollen nicht ausgestellt werden, der Rest schon. Das Museum will in Zeitungen dafür werben und Plakate drucken. 13 Jahre nach seinem Tod sollen Mühls Bilder wieder die Straßen Wiens zieren.

So hält es die Kunstwelt seit jeher mit Mühl – oft werden die Kunst und ihr Wert über das Leid der missbrauchten Kinder gestellt. Anna Gerber ist eines dieser Kommunenkinder von damals. Sie sagt: »Man vergisst, dass wir, seine Opfer, noch leben.«

1972 erwarb Otto Mühl den Friedrichshof im Burgenland, kurz zuvor gründete er seine Kommune, die er Aktionsanalytische Organisation, kurz AAO, nannte. Zu ihrer Blütezeit hatte sie bis zu 600 Mitglieder, darunter mehr als hundert Kinder. Was als antiautoritäres Gegenmodell zur Kleinfamilie begann – Gemeinschaftseigentum, kollektive Kindererziehung,

freie Sexualität – entwickelte sich rasch zu einer abgeschotteten Parallelgesellschaft. Unter Mühls Führung kippte das Projekt in ein autoritäres System. Er etablierte eine strenge Hierarchie, verbot Zweierbeziehungen, regelte Sexualkontakte über sogenannte »Ficklisten« und bestimmte, wer gebären durfte und wer nicht.

Anna Gerber wurde als eines der ersten Kinder in die Mühl-Kommune geboren, die sie heute nur noch »die Sekte« nennt. Sie ist inzwischen 50 und heißt eigentlich anders. »Ich hoffe, dass ich irgendwann mit Namen zu meiner Geschichte stehen kann«, sagt sie. Aber sie schaffe es noch nicht. Beim ersten Übergriff, an den sie sich erinnern kann, sei sie drei oder vier Jahre alt gewesen. Danach habe sie Mühl, damals Mitte 50, fast täglich zu sich ins Atelier geholt. Sie habe als Kind viel geschrien, sagt Gerber. Doch kein Erwachsener in der Kommune wunderte sich darüber oder fragte nach. Sie nannten sie: »die Durchdreherin«.

Als Otto Mühl 1991 verhaftet wurde, war Anna Gerber 15, hatte eine Abtreibung und zehn Jahre sexueller Gewalt hinter sich. Sie hatte keine Bezugspersonen, keine Eltern, die für sie sorgten. Mühl schaffte Elternrollen ab, die Kinder sollten gemeinschaftlich von der Kommune erzogen werden, weshalb er viele Mütter zum Geldverdienen ins Ausland schickte. Ihre leibliche Mutter, erzählt Gerber, habe Mühl weiterhin angeheimelt. Und sie sei eifersüchtig auf sie, ihre eigene Tochter, gewesen, weil Mühl mehr Interesse an den Mädchen als an den Frauen zeigte.

»Ich war allein, ich wusste nicht, wie das Leben da draußen funktioniert.« Sie hatte keine Ahnung davon, wie man U-Bahn fährt oder ob man bei Rot oder Grün über die Ampel geht. Sie habe Hoffnung gehabt, dass die Gesellschaft sie auffange, den sexuellen Missbrauch verurteile, sagt Gerber. »Stattdessen bekam er große Ausstellungen und Artikel, in denen er als Künstler und sein Sozialexperiment gewürdigt wurden.«

Noch während seiner Haft unterzeichnete ein Teil der österreichischen

Kunstbranche einen Brief für Mühls frühzeitige Entlassung. Im Februar 1998, wenige Wochen nach seiner Freilassung, zeigte das Museum für angewandte Kunst (MAK) Bilder aus Mühls Haft. Fast zeitgleich feierte ihn Claus Peymann mit einer Einzeldarstellung im Burgtheater. Anna Gerber lag danach wochenlang mit einer schweren Depression im Bett.

Mühls Werke hingen einstweilen weiter in allen großen Museen des Landes. Das Wiener Museum moderner Kunst (MUMOK) widmete seinen Zeitgenossen und ihm 2004 zum Beispiel eine Ausstellung unter dem Titel »Kunst und Revolte«. Am Werbeplakat groß zu sehen: die drei Köpfe des Wiener Aktionismus, Hermann Nitsch, Günter Brus – und Otto Mühl.

Damals reiste Mühl im Rahmen der Ausstellung nach Wien. Hand in Hand mit seinen Anhängerinnen ging er durch die unterste Etage des Mumok und beschimpfte dort grundlos Mitarbeiterinnen. Eine dieser Mitarbeiterinnen war Marie-Therese Hochwartner. Heute, 20 Jahre später, leitet sie die Abteilung Sammlung und Vermittlung im Mumok. Sie sagt: »Obwohl wir uns schon seit einigen Jahren intensiv und auf vielen Ebenen mit Mühls Kunst befassen, fehlt uns bis heute eine überzeugende Lösung für den Umgang damit.« Dabei ist das Bundesmuseum die wichtigste Kompetenzstelle für Aktionismus im Land.

Der Fall Mühl zählt zu den dunkelsten Kapiteln der österreichischen Nachkriegsgeschichte – es gab zwar einen Gerichtsprozess, doch das Ausmaß und die Folgen der Verbrechen wurden nie umfassend aufgearbeitet. Es geht dabei nicht nur um die Frage, wie mit Mühls Erbe umgegangen werden soll. Sondern auch um die Verantwortung des Staates. Mühls Friedrichshof wurde mit öffentlichen Geldern gefördert. Die Kommune betrieb eine Schule, die der staatlichen Aufsicht unterlag. Politiker gingen bei Mühl ein und aus. Doch als die Verbrechen öffentlich wurden, fühlte sich niemand zuständig für die Missbrauchsoptionen.

»Man vergisst, dass wir, seine Opfer, noch leben.«

Hochwartner findet, das muss sich ändern – und ist damit nicht allein. Gemeinsam mit drei anderen Frauen rollt sie den Fall neu auf. Sie fordern eine wissenschaftliche Kommission, die vom Staat eingesetzt wird, um die vielen offenen Fragen in der Causa Mühl zu klären.

An einem Mittwoch im Oktober steht Hochwartner im vierten Untergeschoß des Mumok. Neben ihr: die bekannte Wiener Rechtsanwältin Maria Windhager; Ulrike Schiesser, Chefin der Bundesstelle für Sektenfragen; und Hedwig Wölfl, Leiterin des Kinderschutzzentrums Die Möwe. Die vier Frauen gleichen gerade ihre Terminkalender ab. In ein paar Tagen wollen sie den für Kunst zuständigen SPÖ-Vizekanzler Andreas Babler treffen.

Seit Jahren haben sie unabhängig voneinander immer wieder mit der Causa zu tun und zufällig zueinander gefunden. Jeder weiß ein bisschen etwas, aber niemand hat einen vollständigen Überblick, sagt Maria Windhager. Die Rechtsanwältin kämpft zum Beispiel seit Jahren auf der Seite von Missbrauchsoptionen dafür, dass ihre Aktbilder aus dem Kunstmarkt verschwinden. Auch für Anna Gerber. Im Sommer 2019 verkaufte das Auktionshaus Dorotheum ein Mühl-Bild, das sie als zwölfjähriges Mädchen zeigt, nackt auf Leinwand. Mühl hatte es in einer Zeit gemalt, als er ihr sexuelle Gewalt antat. Bei der Versteigerung bot ein Käufer 87.800 Euro, dann tauchte es im Sortiment der renommierten Wiener Galerie Wienerroither und Kohlbacher auf. Nach Auskunft der Galerie befindet es sich nach wie vor dort. Auch auf den Webseiten diverser anderer Kunsthändler finden sich Aktbilder von Mühls Missbrauchsoptionen.

»Diese Causa aufzuarbeiten ist unsere Pflicht als Gesellschaft, sagt Hedwig Wölfl. Auch wenn die Verbrechen verjährt sind

oder Täter nicht mehr leben, sei es für Betroffene und eine heilsame Verarbeitung wichtig, dass »Unrecht benannt wird.«

»Nachdem die Kommune zusammenbrach, standen die Kinder ohne Geld und stark traumatisiert in einer Welt, die sie nicht kannten. Ohne Hilfe von außen, sagt Windhager. »Bis heute hat sich der Staat dafür nicht bei ihnen entschuldigt, geschweige denn ihnen geholfen.«

In den Jahren nach Mühls Haftentlassung wurden weitere Vorwürfe laut – gegen Mühl selbst und gegen andere Männer und Frauen, die sich am Kindesmissbrauch beteiligt haben sollen. Gegen Politiker, die das System Mühl geschützt und Behörden, die ihre Aufsichtspflicht verletzt haben sollen. Es war von Vertuschung die Rede, von angeblichen Schweigegeldzahlungen und Bestechungsgeldern.

Und es steht die Frage im Raum: Konnte Mühl seine Taten nach seiner Entlassung ungehindert fortsetzen?

Heute bietet der Friedrichshof, der Ort des Verbrechens, ein Bild erschreckender Schönheit. Auf mehr als 25 Hektar Land liegen bunte Gemeinschaftsgärten, Künstlerateliers und ein Badese mit Sauna. Aber die Erzählungen der Menschen, die hier aufgewachsen sind, verändern den Blick auf diese Idylle. Erinnerungen an die »Blicke eines Tiers auf der Jagd«, als Mühl unbekleidet mit nackten Mädchen in der Sauna saß. An Missbrauch in seinem Atelier. An die absolute Einsamkeit der mehr als hundert Kinder vom Friedrichshof.

Heute leben hier wieder hunderte Menschen, wobei nur die wenigsten bereits zur Zeit der Kommune am Friedrichshof waren. Das Gelände besteht aus großen Wohnanlagen und neugebauten Häusern. Heute vermietet eine Genossenschaft als Nachfolgeorganisation der Kommune

Wohnungen und Seminarräume. Eine Ex-Kommunardin bietet Führungen an. Bis vor Kurzem gab es sogar ein Hotel hier.

Die Geheimnisse des Friedrichshofs liegen unter der Erde. Im Keller bewahrt die Genossenschaft ihre alte Videodokumentation auf. Mehr als 7.000 Stunden Bildmaterial auf über 3.700 Kassetten. Das Archiv besteht aus zwei Kühlzellen, die zusammen so groß sind wie vier Parkplatzfelder. Die beiden Räume liegen hintereinander und sind mit hohen Regalen ausgestattet, in denen Videobänder und digitalisierte DVDs aufgereiht liegen.

Die Bewohner der Kommune verstanden den Friedrichshof als Labor für ihre Utopie, ein großes Experiment. Deshalb wurde jede Kleinigkeit mitgefilmt und so der Niedergang von Mühls Regime in Videos, Fotos und auf Papier dokumentiert.

Trotzdem dauerte es fast 20 Jahre, bis der Staat Mühls Verbrechen stoppte. Die Staatsanwaltschaft begann ab 1988, gegen Mühl zu ermitteln, nachdem ehemalige Sektenmitglieder Anzeige erstattet hatten. Dabei soll es schon in den 1970er-Jahren zu sexuellem Missbrauch an Minderjährigen gekommen sein, wie Ex-Kommunardinnen berichten.

Rechtsanwältin Maria Windhager findet das bemerkenswert, weil der burgenländische Landeshauptmann Theodor Kery am Friedrichshof damals »ein und aus« ging. Zwei Kassetten im Archiv erinnern noch an diese Zeit: »U-matic Kass. Nr. 553, Digi DVD, Kery Besuch 12.10.1987«, ist etwa auf der Bestandsliste vermerkt. Während seiner Amtszeit bedachte Kery den Friedrichshof mit 43 Millionen Schilling Wohnbauförderung.

Als 1981 aus Deutschland Kritik an Mühls Sekte laut wurde, richtete der Landeshauptmann einen Brief, der DATUM



Hedwig Wölfl
Leiterin Kinderschutzzentrum Möwe



Marie-Therese Hochwartner
Leiterin Sammlung Mumok

vorliegt, an »all seine Freunde am Friedrichshof« und schrieb: »Der wirtschaftlichen Integration folgte als nächster Schritt eine Schule, bei der ich euch aufgrund meiner Kompetenz auch helfen konnte.« Für das Burgenland sei die Gemeinschaft eine »nicht mehr wegzudenkende Bereicherung.«

Auch der österreichische Rundfunk verteidigte Mühl – sogar, nachdem die ersten Vorwürfe in deutschen Medien bekannt wurden. Auf ein empörtes Mail über eine unkritische Doku im ORF vom Vater eines ehemaligen Kommunarden entgegnete der damalige Generalintendant Teddy Podgorski im Dezember 1989: »Ich weise mit aller Entschiedenheit Ihre Vorwürfe zurück, sehe selbstverständlich keinen wie immer gearteten Grund zu einer Untersuchung.«

Etwa zur selben Zeit, als Mühls Kommunen-Außenstelle auf den Kanarischen Inseln 1988 Probleme bekam, soll Ex-Bundeskanzler Bruno Kreisky dem spanischen Ministerpräsidenten Felipe González einen Brief geschrieben haben, in dem er Otto Mühl als seinen Freund und einen großen Maler, vielleicht den größten, den Österreich hat, vorgestellt habe. Das berichtete 1992 der Ex-Kommunarde

Andreas Schlothauer in seinem Buch »Die Diktatur der freien Sexualität.«

Windhager will nun wissen, wie Mühl so lange unbehelligt Kinder missbrauchen konnte. Dafür prüfte sie, wie sie Einsicht in die damaligen Jugendakten bekommen könnte. Denn der Friedrichshof betrieb wie erwähnt eine eigene Schule, die vom Land kontrolliert werden musste. Laut Windhager mussten die Kontrollen deshalb auch schriftlich festgehalten worden sein. »Was in diesen Akten steht und ob es Anzeichen auf Missstände oder Warnungen gab, weiß die Öffentlichkeit bis heute nicht, sagt Windhager. Vorausgesetzt, diese Akten existieren überhaupt noch.«

Anna Gerber erinnert sich noch an Besuche der Schulaufsicht. Wochen zuvor seien sie von den Erwachsenen unter Druck gesetzt worden, weil sie in der Kommune keinem Unterrichtsplan folgten. »Sie wollten uns ganz schnell noch irgendwas beibringen, wir konnten ja überhaupt keine Grammatik.« Schon als Kleinkind wollte sie ausbrechen. Aber Mühl habe den Mädchen vor der Welt draußen ständig Angst eingejagt: »In der Gesellschaft werdet ihr alle Huren – das hat er immer gesagt.«

Viele der Filmrollen im Archiv des Friedrichshofs sind von Zerfall bedroht. Digitalisiert wurde bisher nur ein kleiner Teil. Für eine wissenschaftliche Aufarbeitung wäre dieses Material zentral, denn was sich im Detail in diesem Archiv befindet, weiß derzeit niemand.

Windhager hält es für notwendig, dass die Staatsanwaltschaft erneut ermittelt und das Material vollständig »aushebt«. Denn sexueller Missbrauch verjährt, der Besitz solcher Filmaufnahmen allerdings nicht. Sollten im Archiv derartige Szenen zu finden sein, wäre es die einzige Chance, den Fall neu aufzurollen. Und neben freiwilligen Zahlungen der Opfer zu bekommen, sagt Windhager. Wenn das Material weiter verrottet, könnte ein Teil der Beweise und der historischen Dokumentation unwiederbringlich verlorengehen.

Es wäre nicht das erste Mal, dass mögliche Beweismittel verschwinden. Als die Staatsanwaltschaft ab 1988 gegen Mühl zu ermitteln begann, ließ er Tagebücher von Kommunarden unbemerkt einsammeln und verbrennen. Die entstandene Asche verarbeitete er anschließend zu sogenannten »Aschebildern«.



Kommunengründer Otto Mühl, hier während des Prozesses am 13.11.1991 im Landesgericht Eisenstadt.



Der Friedrichshof im burgenländischen Zurndorf, ab 1972 Sitz der Kommune.

Gemälde befinden sich im Archiv am Friedrichshof nur noch wenige. Der Friedrichshof finanzierte sich nach dem Ende der Sekte jahrzehntelang durch den Kunstverkauf. Einen Teil der Werke klagte Mühl sich später wieder zurück. Was von der Sammlung 20 Jahre später noch übrig war, erwarb 2022 ein Investoren-Kollektiv rund um den Galeristen und Gründer des Wiener Aktionismus-Museums Philipp Konzett. Nur Bilder, auf denen Missbrauchsopfer zu sehen waren, sollen im Archiv verblieben sein.

Nicht aber die Aschebilder. Heute liegen sie in einem der drei Lager des WAM, eines davon befindet sich direkt am Friedrichshof. Gemeinsam mit Mühls »Schleifbildern«, Gemälde, bei denen er nackte Mädchen mit Farbe über die Leinwand zog.

Im September übernahm der langjährige Albertina-Chef Klaus Albrecht Schröder die Geschäftsführung des WAM. Ursprünglich wollte er im kommenden Jahr eine große Retrospektive der Werke Mühls zeigen, das mache er nun doch nicht, sagt er im Gespräch mit DATUM. Es sei nicht die richtige Zeit dafür. Stattdessen plant er nun, Werke aus Mühls Reihe »Unfälle im Haushalt« aus dessen Kom-

munenzeit auszustellen. Bis dahin will er das WAM groß ausbauen.

Schröder verurteilt die Taten Mühls im Interview mehrmals mit Nachdruck. Werke, auf denen Opfer zu sehen und die Teil der Reihe sind, will er deshalb bewusst nicht zeigen. Doch weil er »zu trennen« versuchen möchte, werde er den Rest aus der Werkserie sehr wohl ausstellen »und ihn in einen kunsthistorischen Kontext setzen, um damit seinen formalen und ästhetischen Eigenwert zu veranschaulichen«.

Marie-Therese Hochwartner sieht die Sache gänzlich anders. Sie sitzt in der Bibliothek des Mumok, vor ihr ein paar weiße Pappkisten, darin Fotos von Arbeiten Mühls aus den 1960er-Jahren, Fotobücher aus der Kommune und Texte zu seinen geplanten Aktionen. »Ich will Otto Mühl nicht aus dem Kanon streichen – ich will verstehen, wie man seine Werke verantwortungsvoll zeigen kann«, sagt sie. »Es braucht eine tiefgreifende Auseinandersetzung, die über kunsthistorische Kategorien hinausgeht und auch gesellschaftliche und zeithistorische Dimensionen einbezieht.« Eine Tafel, die auf Mühl als verurteilten Sexualstraftäter hinweist, reiche da nicht.

Letzten Sommer lud sie deshalb die Gruppe Mathilda zu sich, um eine Ausstellung zu Mühls Werk zu gestalten. Ein Großteil der Gruppe wuchs am Friedrichshof auf. Hochwartner sagt: »Ich habe noch nie ein Projekt umgesetzt, das so viel Gesprächsoffenheit vorausgesetzt hat. Umso ernüchternder war, wie wenig davon es auf Seiten jener gab, die sich schon früher mit Otto Mühl als Künstler befasst hatten.«

Mathilda kontextualisierte frühe Werke Mühls neu und zeigte Zusammenhänge zu seinem späteren Verhalten in der Kommune auf. »Was er damals unter dem Deckmantel der Kunst machte, lebte er später in der Kommune frei aus«, sagt Mathilda-Mitglied Paul-Julien Robert. »Im Namen der Kunst hat er all seine Verbrechen ausüben können.«

Sie stellten außerdem einen undatierten Abdruck eines Gesprächs aus der Zeitschrift FORVM aus, in dem der einstige Wegbegleiter und spätere Kritiker Mühls, der Tiefenpsychologe und Aktionist Josef Dvorak, zu Wort kommt. Darin beschreibt er im Detail, wie Mühl ihm erzählt habe, während seiner Zeit als Maltherapeut in einem Flüchtlingsheim für ungarische Kinder mit Mädchen

geschlafen zu haben. Sie hätten sich ihm aufgedrängt, soll Mühl gesagt haben. Dvorak sagte: »Es war eines dieser Probleme, von dem ich ihn hätte befreien sollen. Was mir nicht gelungen ist, sondern er hat das ausgebaut.«

All diese Erkenntnisse nahm Hochwartner letztlich zum Anlass, noch tiefer in Mühls Werk einzutauchen. »1972 gilt oft als der kritische Moment in Mühls Geschichte – ab da wird es schwierig. Aber wir müssen auch die Zeit vor dem Friedrichshof in den Blick nehmen und neu erforschen.«

Solche Aussagen lösen bei einigen Kunsthändlern wohl Sorgen aus.

Vor allem der WAM-Gründer und Mühl-Sammler Philipp Konzett hat ein Interesse daran, den Künstler Mühl wieder satisfaktionsfähig zu machen – und damit den Geldwert von Mühls Werken zu steigern. Auf seiner Website nennt er ihn einen »umstrittenen Kommune-gründer«. Er macht auch kein Geheimnis daraus, dass er Ende der 1980er-Jahre damit begann, Wiener Aktionismus zu sammeln – »damals noch ein absolutes Insiderthema«. Konzett meldete sich auf DATUM-Anfrage nicht, dem Wochenmagazin *Profil* sagte er Anfang 2024: »Die Kommunengeschichte war hochspannend. Man muss auch sie anders erzählen. Die Kinder der Kommune wurden nicht gezwungen, bei den Aktionen mitzuspielen. Sie taten freiwillig mit.«

Wenn jemand seine Strafe abgesessen hat, hat der Mensch das Recht auf Rehabilitierung als Künstler, sagt Kinder-schützerin Hedwig Wölfl. Nur seien Kunst und Täter in diesem Fall nicht trennbar: »Otto Mühl hat mittels Kunst Gewalt ausgeübt. Insofern ist auch seine angebliche Kunst eine Ausgeburt seiner Verbrechen.« Es brauche daher eine »Entkennung« von Mühls Schaffen.

Nach seiner Haftentlassung im Dezember 1997 zog Otto Mühl mit dem verbliebenen harten Kern seiner Sekte nach Portugal. 15 Erwachsene, dazu zwölf Jugendliche und Kleinkinder. Sie lebten dort 20 Autominuten nordöstlich von Faro in ein paar angemieteten Landhäusern, mit Blick aufs Meer und wenige, weit entfernte Häuser. Das Herz der neuen Sekte war die »Vivenda Miradouro«. Mühl hatte im oberen Stock sein Atelier. Dort malte er weiter Bilder. Und dort soll er weiter Jugendliche missbraucht haben.

Vilma Pflaum beschreibt, dass sie eine von diesen Jugendlichen war. Sie hat ihre Erinnerungen an die Zeit mit Mühl im Rahmen ihrer Diplomarbeit zu Papier gebracht und unter dem Titel »auf z e ich nen« in Buchform drucken lassen. Die Auflage des Werks liegt bei hundert Stück. Kaufen kann man die Exemplare nicht mehr, DATUM liegt eines vor.

Die mit Bleistift, Rohrfeder und Tusche gemalten Bilder deuten nur an, was Pflaum erlebt hat. In den wenigen Sätzen, die ihre Zeichnungen begleiten und einordnen, wird sie explizit.

So beschreibt sie eine Szene aus dem Jahr 1999. Ihr gehe nicht mehr aus dem Kopf, was »Otto« während des Abendessens gesagt habe: »Vilma ist nun 14 und kann, wenn sie möchte, wie Jason Teil der erwachsenen Sexualität werden.« Mühl ist zu dieser Zeit bereits über 70 Jahre alt.

Auf der nächsten Seite steht zu lesen: »Ich liege im Bett. Jason setzt sich zu mir und weint.« Von da an hätten die Übergriffe durch Mühl begonnen. Sie beschreibt, wie ein warmer Wind den gelben Türvorhang am offenen Küchenfenster streift, kurz bevor sie seine Hand spürt. Das Klappern seiner Pantoffeln auf den weißen Fliesen. Der Geschmack von Zahnpasta. Wie sein Gebiss verrutscht. Später schreibt sie: »Mama weiß alles.«

Pflaums Buch macht besonders eindrücklich, was Kommunarinnen und ehemalige Kommunenkinder immer wieder ansprechen. Viele hoben Mühl als Künstler und Liebhaber auf ein Podest. Pflaum schreibt davon, wie sie weint, weil Mühl sie in der Nacht nicht besuchen kam. Wie ihre Mutter eifersüchtig auf die eigene Tochter wird, weil sie »Otto« nur für sich haben möchte. Wie portugiesische Polizisten auftauchen, um mit Mühl zu sprechen, und wie Pflaum eine Jugendpsychologin anlügt, um den Missbrauch selbst zu vertuschen.

Erst 2007 verließ sie die Mühl-Kommune in Portugal.

Nach Ulrike Schiessers Darstellung wurde die Bundesstelle für Sektenfragen bereits 1998 darauf hingewiesen, dass in Portugal erneut Kinder mit ihm lebten und sich die Strukturen der alten Kommune dort fortsetzten. Für Schiesser einer der zentralen blinden Flecken in dem Fall: »Der Staat wusste, oder hätte zumindest wissen können, dass sich die

Missbrauchsdynamik fortsetzt, aber niemand handelte.«

Bisher kämpfen Mühls Opfer selbst um eine Entschädigung. Allerdings nicht vom Staat, sondern aus der Genossenschaft. Denn der Friedrichshof verkaufte seine Aktionismus-Sammlung für mehrere Millionen Euro. Wenn Mühls Werke nun schon ausgestellt werden, dann sollten seine Opfer zumindest einen Großteil des Geldes erhalten – so sehen das einige aus der Genossenschaft. Eine kleine Gruppe hingegen wehrt sich rechtlich dagegen. Es laufen mehrere Verfahren.

Das führte letztlich dazu, dass sich Opfer mit Mittätern um eine Entschädigung streiten müssen. Denn Mühl war nicht der einzige Täter. In einem Brief an die Genossenschaft schreiben ehemalige Kommunenkinder: »Wir erinnern uns an »Spiele« wie den Bussi BAG, bei denen ein nackter Erwachsener auf einem Bett lag und wir nackten Kinder ihn abküssen sollten. Die erwachsene Person durfte die Kinder an den intimsten Stellen zurückküssen und berühren.«

Aus der Begründung von Mühls Gerichtsurteil geht sogar detailliert hervor, wie Ex-Kommunardinnen einen Buben während einer Versammlung zu Boden drückten, woraufhin sich Mühls Frau Claudia mit ihrem Geschlechtsteil auf sein Gesicht setzte.

Am 8. November trifft sich die Genossenschaft nun am Friedrichshof, um ihre knapp 300 Mitglieder erneut über das Thema Entschädigung abstimmen zu lassen.

Für Anna Gerber begann nach dem Ende der Kommune der nächste Überlebenskampf. Nach dem Gerichtsprozess gegen Mühl, sagt sie, hatte sie zehn Jahre lang intensive Suizidgedanken. Sie konnte kein Studium abschließen, war oft arbeitslos. Gerber sagt, ihr gehe es nicht um Geld, sie brauche auch keine Entschuldigung mehr. »Ich will, dass die Sekte anders in die Geschichte eingeht, dass die Perspektive der Opfer endlich über die Perspektive der Täter gestellt wird.« Dafür kämpft sie heute. •

Die Autoren empfehlen

den Film »Meine keine Familie« von Regisseur und Ex-Kommunen-kind Paul-Julien Robert.



Maria Windhager
Rechtsanwältin



Ulrike Schiesser
Leiterin der Bundesstelle für Sektenfragen